

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 24 (1968)
Heft: 6

Artikel: Wort und Verantwortung [Fortsetzung]
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

könnte, steht übrigens im Widerspruch zur Verfassung, die bestimmt, daß das Französische die Sprache des Juras ist. Seit diese neue Politik verfolgt wird, fühlen sich die Mitglieder der Sekte („secte“) im Stich gelassen und bedrückt („opprimés“); sollte man mit „unterdrückt“ übersetzen?). Und Herr Frei, der sich zum Sprachrohr ihrer Klagen und ihrer Befürchtungen macht, befürwortet den Schutz dieser sich durch hohe Bürger-tugend auszeichnenden Minderheit, eines Steinchens im vielfar-bigen Mosaik unserer Nation.

Das innere Gleichgewicht der Schweiz wird, wie in andern Be-reichen, auch in sprachlicher Beziehung am besten durch die strenge Einhaltung des Gebietsgrundsatzes gewährleistet. Cuius regio, eius lingua. Keine französische Schule in Zürich, wenn man verhüten will, daß in Lausanne deutsche Schulen entstehen und daß sich schließlich im Kanton Waadt Schwyzerdütsch als zweite allgemeine Sprache durchsetzt! Wollte man den nieder-gelassenen Eidgenossen („Confédérés“) auf Grund ihrer Herkunft Sonderrechte einräumen, so würden sich die Kantone selbst zum Tode verurteilen. Diese unglücklichen Wiedertäufer aber haben sich — man muß es eingestehen — durch ihr jahrhundertealtes Privileg das Anrecht auf eine gewisse Schonung erworben.“

„La Nation“, Lausanne, 7. September 1968

Vorwort und Übersetzung von A. H. Siggenthaler

Wort und Verantwortung

(Fortsetzung)

Von Dr. Hans Sommer

Ich kann es mir nicht versagen, hier eine reizende Begebenheit aus der Kinderzeit eines Dichters anzuführen. Hugo Marti be-richtet davon im schon einmal erwähnten Büchlein „Eine Kind-heit“: Der Knabe hatte eine Schildkröte aus dem Garten geholt und rücklings auf die Straße gelegt. „Da lag das Tier nun und zappelte und schaukelte hin und her. Mir graute davor, es noch-mals anzurühren, und um meine Genossen zur Tat anzuspornen, deklamierte ich, scheinbar ganz ruhig, überlegen und ein wenig spöttisch (weil ich sie so in meiner Macht wußte): „Es gibt ein

Spruchwort, dem müßt ihr gehorchen, und das lautet: Wer es herausgenommen, muß es nicht wieder hineintun!‘ Sprichwort? Und einem Sprichwort gehorchen? Wer hatte mir diese Gewalt der öffentlichen Meinung und der Sitte in die Hand gegeben? Ich war ein Knirps und ich machte davon einen unbarmherzigen Gebrauch. Ich wiederholte vor den entsetzten Kameraden gebieterisch den Spruch — ich höre ja noch, wie ich die Regel ins Hochdeutsche hinein erfunden hatte; ich sagte: „...wieder eintun“ —, und langsam griff einer zu, überwand seine Furcht und gehorchte mir, dem in mir Wort gewordenen Gesetz, und führte den Befehl aus.“

...dem in mir Wort gewordenen Gesetz: das ist die beschwörende und bannende Macht des Menschenwortes. Der Glaube daran ist heute noch nicht ausgestorben, er beherrschte die Vorstellungswelt des Menschen einst ganz und gar und in vielfacher Weise. Mit Zaubersprüchen können holde und unholde Mächte beschworen werden: Namen bannen, Namen lösen. Viele Märchen leben vom Glauben an die magische Kraft des Wortes. Wer das Zauberwort „Mutabor“ vergessen hat, kann sich nicht in die menschliche Gestalt zurückverwandeln; Rumpelstilzchen vermag seine bösen Absichten nur so lange zu verwirklichen, als „niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß“. Viele Kinderverse mit ihrem oft unverständlichen Silbensingsang reichen in den magischen Urgrund der Sprache hinab.

Die wahren Magier des Wortes sind die Dichter. Zwar beklagt sich gelegentlich ein Meister des Wortes darüber, daß er sein Werkzeug, die Sprache, mit allen andern Benützern teilen muß. Hermann Hesse möchte ausbrechen aus einer Sprache, in der man auch „Schule hält und Geschäfte macht“, in der man „telegraphiert und Prozesse führt“. „Sagt er (der Dichter) ‚Herz‘ und meint damit das zuckendste Lebendigste im Menschen, so bedeutet das Wort zugleich einen Muskel. Sagt er ‚Kraft‘, so muß er um den Sinn seines Wortes mit Ingenieur und Elektriker kämpfen, spricht er von ‚Seligkeit‘, so schaut in den Ausdruck seiner Vorstellung etwas von Theologie mit hinein.“ — Dem gleichen Hermann Hesse gelingt es trotzdem, den Leser mit seinem Dichterwort zu verzaubern. Da muß sich die Frage erheben: Wenn nicht das Wortgut, was macht denn den Dichter aus, und warum darf man von einem Dichterwort reden, durch das die Welt zu singen anhebt?

Dichter gehen also nicht auf den Kothurnen einer künstlich über-

höhten Sprachwelt einher. Man braucht nur an Erzeugnisse der allerletzten Zeit zu denken, etwa die „Rosa Loui“-Verse Kurt Martis, in denen die Scheu vor jedem verniedlichenden, beschönigenden Wort und allem weltfernen Wortgepränge Seite um Seite festzustellen ist. Von den eigentlichen Sprachzertrümmern — dies als Zwischenbemerkung — möchte ich nicht sprechen. Wer unter allen Umständen vom Pfade der überlieferten und verbindlichen Gemeinsprache abweicht und individuelle Knalleffekte des Ausdrucks sucht, sei an Schopenhauer erinnert, der meinte, die Schriftsteller sollten, statt in sprachlichen Dingen so neuerungssüchtig zu sein, darauf achten, daß sie denken wie ein Genie, aber sprechen wie jedermann. — Gottfried Kellers Viggi Störteler aus den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ liebt, wie man weiß, das „gebildete Wort“ und die „gebildete Erholung“, aber er entlarvt sich durch sein gespreiztes Getue und die spießige Pedanterie seines Wesens als ein hoffnungsloser Banause. — Doch zurück zu den wirklichen Dichtern. Natürlich machen sie Gebrauch von den Mitteln des Wohlklangs, vielleicht auch einer mehr oder weniger bewußten Lautsymbolik; sie verstärken ihre Aussage durch eine dem Stoff angemessene rhythmische Form, sie überraschen wohl auch durch eine unerwartete Wortfolge, sie setzen, wenn auch in unserer Gegenwart eher zurückhaltend, den Reim als bereicherndes Formelement ein. Aber ist mit diesen Angaben das Geheimnis der dichterischen Wortkunst gelüftet? Friedrich Hebbel berichtet in seinem Tagebuch: „Deutlich erinnere ich mich... noch der Stunde, in welcher ich die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte. Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Lied schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhard, worin der schöne Vers:

„Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal“

vorkommt. Das Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen der Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus dem Schlaf.“ — Hebbel spricht vom Naturgeist, der ihn weckte. Otto von Greyerz nennt die Ergriffenheit, die ihn erfüllte und in ihm

nachwirkte, als sein Vater an einem Sommerabend Paul Gerhards Abendlied rezitierte, eine „unaussprechliche Naturempfindung“.

„Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt“ — —

„da ging mir die innerste Seele der deutschen Sprache als etwas Großes und Reines auf.“ („Aus meiner Sprachgeschichte“)
Doch noch einmal zurück zu Friedrich Hebbel, dem Norddeutschen. An anderer Stelle seines Tagebuches sagt er, später sei ihm das Wesen der Poesie durch die Begegnung mit Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch“ aufgegangen. Uhland „führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im Augenblick nur daran erkannte, daß mir die Luft zum Atmen fehlte...“ Durch den Schwaben Uhland habe er, Hebbel, die „Tiefe der Menschenbrust“ erlebt und dadurch die „Tiefe der Natur“; „ich sah, wie er nichts verschmähte — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte, die Reflexion!, wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er... alles, selbst das Wunderbare und das Mystische, auf das Einfach-Menschliche zurückzuführen verstand...“

Aus diesen Betrachtungen zog Friedrich Hebbel den Schluß, der Dichter müsse nicht in die Natur hinein, sondern im Gegenteil aus ihr heraus dichten. Damit trifft er sich mit Goethes Begriff der „Gelegenheitsdichtung“; auch er, Goethe, wußte das „geistige Band zwischen sich und allen Dingen“ und den Personen in seinem Leben „aufzufinden“. Man wird sagen dürfen, was auch gelegentlich dagegen eingewendet worden ist — etwa in Thomas Manns „Tonio Kröger“ —: Ein Dichter trifft das „Zauberwort“ meist dann, wenn die Aussage aus vollem, aus übervollem Herzen quillt. Es geschieht dann das, was Manfred Hausmann („Kleiner Vorspruch“) so formuliert hat:

„Denn oft sind Worte wie Papierlaternen,
Wohlfeiler Tand nur, bis ein Licht sie sacht
erhellte und immer durchsichtiger macht.
Dann hängen sie gleich zauberischen Sternen
in der Unendlichkeit der Nacht.“

Kaum einer verstand die Kunst, den „wohlfeilen Tand“ der Worte in „zauberische Sterne“ zu verwandeln, besser als der Wandsbecker Bote. Gibt es schlichtere Alltagswörter und Wen-

dungen als die, welche das unsterbliche Abendlied des Matthias Claudius ausmachen? Aber welche Aussagekraft geht von den schlichten Versen aus! Jedes ausgeleierte Wort wird zu einem Quell der Freude, jedes alte Reimpaar wirkt neu und schön, und es ist, als ob das Gedicht mit magischer Kraft ein Fenster auf die ewigen Gefilde öffnete:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.“

Ohne künstliche „Überhöhungen“ kommt auch Goethe aus. „Wanderers Nachtlied“ ist durchwegs Gemeinsprache; und wer fände in der „Iphigenie“ oder im „König von Thule“ auch nur *eine* Wendung, die nicht ebenso gut auch im Leben zu hören sein könnte? — Wörter werden also nicht dichterisch, weil sie neu wären oder wahrer als andere, oder weil ihnen ein Seltenheitswert zukäme. Immer ist es die Stelle, in der sie auftreten, die Atmosphäre, in der sie aufleuchten, die ihnen das eigentlich Dichterische verleiht, das sie befähigt, im Gewöhnlichen das Ungewöhnliche fühlbar zu machen.

Doch nun dürfen wir nicht glauben, dem Dichter falle das Wunder des Wortes einfach in den Schoß. Der „Naturgeist“, von dem Hebbel spricht, gemeint ist wohl die Naturanlage, kann ja nur Geburtshelfer sein. Gewiß, einmal fällt einem jungen Dichter das Einfach-Schöne gnadenhalber und fast schlafwandlerisch zu; doch vielleicht schon beim zweiten Mal muß er um Wort und Form ringen, muß er auch seine Verstandeskräfte einsetzen und sich auf die Elemente der Wortkunst besinnen. Denn „die Dinge sind alle nicht so faßbar und sagbar, als man uns meistens glauben machen möchte“; und: „Alles ist austragen und dann gebären“, sagt Rilke in den Briefen an einen jungen Dichter. Von Goethe weiß man, daß er sich ein Verzeichnis von Wörtern anlegte, die er im Alltag oft, nach seiner Meinung zu oft, verwendete; sie sollten ihn nicht zu unschönen Wiederholungen in seinen Werken verleiten. C. F. Meyer, Thomas Mann, Ernst Barlach und viele andere haben bezeugt, daß sie, wie schon Luther, oft tagelang nach einem einzigen, dem treffendsten Wort suchten. „Es handelt sich dabei weder um Ängstlichkeit noch um

Trägheit“, urteilt Thomas Mann in einem Brief an die Literarische Gesellschaft in Bonn, um die Langsamkeit seines Schaffens zu erklären, „sondern um ein außerordentlich lebhaftes Verantwortlichkeitsgefühl bei der Wahl jedes Wortes ..., ein Verantwortlichkeitsgefühl, das nach vollkommener Frische verlangt ...“ Ernst Barlach meint geradezu, der Erzähler müsse ein so „fanatischer Künstler“ sein, „daß er aus dem Mist Gold schlägt. Ich kämpfe oft tagelang mit einem einzigen Wort ...“ Ähnlich Robert Walser: „Sätze, Wörter fliegen mir nicht nur so zu; sie wollen ertappt, erwischt, errungen, gefunden, herbeigelockt sein.“ Sie werden, verehrte Zuhörer, keine großen Beispiele von dichterischer Wortkunst erwarten; wo sollte man auch mit Zitieren beginnen, wie und wo sollte man zu einem Ende kommen! Einige Kleinigkeiten bloß mögen andeuten, welch überraschende Wirkungen vom einzelnen, gut gewählten, vielleicht völlig unerwarteten Wort ausgehen können. Unversehens bricht die ganze Schalkhaftigkeit Johann Peter Hebels durch, wenn er beispielsweise ein kleines, unbedeutendes Bindewörtchen verwendet, wo die Logik es nicht erwarten würde. „Zwei wohlgezogene Nachbarn lebten sonst miteinander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, *aber* einer von ihnen hatte eine Wachtel“, so beginnt er seine Kalendergeschichte „Die Wachtel“. In der Erzählung „Die Schmachtschrift“ heißt es, Friedrich der Große habe eine Schmachtschrift gegen ihn tiefer hängen lassen, „auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute gibt ... Nicht ebenso dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. *Denn* Brassenheim ist ein Amtsstädtlein ...“ Dem gleichen „denn“, aber hier in seiner üblichen, leicht schulmeisterlich-logischen Gestalt, begegnet man mit einiger Überraschung in einem der berühmtesten Gedichte der deutschen Klassik: Offenbar ist dem Dichter der pädagogische Gedanke „Edel sei der Mensch / Hilfreich und gut“ so wichtig, daß er ihn klar zu begründen wünscht:

„Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.“

Ein kleines Beispiel noch mag für die außergewöhnliche Wirkung des außergewöhnlichen Wortes zeugen. In Heinrich Bölls Erzählung „Über die Brücke“ steht der Satz: „Ich war damals

Angestellter des Reichsjagdgebrauchshundeverbandes.“ Mit der Wortprozession „Reichsjagdgebrauchshundeverband“ führt Böll seinen Leser mitten hinein in eine papierraschelnde Bürowelt, in den Ungeist einer vorfabrizierten, geplanten, künstlichen Sprache; ist es doch, als vernehme man aus dem Hintergrund das Gewieher des Amtsschimmels. (Fortsetzung folgt)

Die Welschschweizer schätzen Hochdeutsch

Das Oberwalliser Beispiel

Das Deutschwalliser Volk hatte am 29. September 1968 einen großen Tag: es feierte nach 500 Jahren in Ernen den Geburtstag seines größten Sohnes, Kardinal Matthäus Schiner (1468 bis 1522), des Mannes, der nach den Worten von Bischof Adam schon zu seiner Zeit für die europäische Einigung unter Papst und Kaiser gegen den französischen Nationalismus gewirkt hat und dem wir nicht nur verdanken, daß das Wallis keine französische Provinz geworden ist, sondern auch, daß das Tessin eidgenössisch werden konnte. Tausende nahmen an dem ebenso farbenprächtigen wie würdevollen Fest teil und waren begeistert. Die Predigt in der Kirche hielt der Landesbischof von Sitten, Nestor Adam, selbst, die Festrede auf dem Dorfplatz zur Enthüllung des Denkmals der Walliser Bundesrat Bonvin. Beide sprachen Hochdeutsch! In dieser Sprachform waren auch die Anweisungen des Festleiters und die zahlreichen weiteren Ansprachen im Festzelt gehalten, darunter die Grußrede des Unterwalliser Nationalrats Carruzzo, der „in geschliffenem Hochdeutsch“ (so der NZZ-Berichterstatter O. F.) zur Einigkeit aufrief und dafür besonders lebhaften Beifall erntete. (Zu dieser sprachlichen Seite des Festes hat sich der Walliser Berichterstatter *Rn* der „Tribune de Genève“ (30.9.68) unter dem Zwischentitel „Ce qu'il faut retenir des discours“ (etwa: Was an den Reden bemerkenswert war) noch besonders geäußert:

„Die Unterwalliser können Herrn Felix Carruzzo dazu beglückwünschen, daß er sie an diesem doch wesentlich oberwalliserischen Fest so glänzend vertreten hat. Herr Carruzzo hat in der